

Insel Verlag

Leseprobe



Woeller, Waltraud
Die schönsten deutschen Märchen

Herausgegeben von Waltraud Woeller. Mit einem Vorwort und einem Anhang von Waltraud Woeller unter Mitarbeit von Anneliese Schmitt

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4654
978-3-458-36354-5

insel taschenbuch 4654
Die schönsten deutschen Märchen



Die schönsten deutschsprachigen Volksmärchen vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert stellt dieser Band vor. Den Auftakt bildet das »Lied vom Einochs« aus dem 11. Jahrhundert, das erste schriftlich fixierte Märchen. Es folgen Zauber- und Tiermärchen, Schwank- und Novellenmärchen aus den unterschiedlichsten Regionen, die die Gattung in ihrer ganzen poetischen Vielfalt zeigen. Den Abschluß bildet Wilhelm Buschs »Bauer Pihwitt«. Einige der hier versammelten Märchen sind uns in Varianten der Brüder Grimm vertraut, die meisten aber sind weniger bekannte, regional geprägte Märchen, die bisher nur an entlegenen Stellen publiziert wurden. Das Buch ist eine Einladung an den Leser, deutsche Märchen neu zu entdecken.

DIE SCHÖNSTEN DEUTSCHEN MÄRCHEN

Herausgegeben von Waltraud Woeller
Unter Mitarbeit von Anneliese Schmidt



Insel Verlag

1. Auflage 2018

insel taschenbuch 4654

Insel Verlag Berlin 2018

© Insel-Verlag Anton Kippenberg Leipzig 1985

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch

Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Burkhard Neie/xix, Berlin

Umschlagabbildung: Burkhard Neie/xix, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbütelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36354-5

„DIE SCHÖNSTEN DEUTSCHEN MÄRCHEN“

Einochs

Am Tisch großer Herren geht die Märe vom Bauer Einochs. Als Bauer war er von Bauern geboren, die Natur erzeugte ihn bloß, aber sein Schicksal machte ihn berühmt. Wiederholt kaufte der arme Mann ein Gespann von Rindern, um sein Land zu pflügen, wie die Bauern tun, aber ach, niemals legte er mehr als einem das Joch auf, nie blieb ihm ein Paar. Vergebens suchte der Arme dem Schicksal zu trotzen, immer ging ihm ein Ochse ein. Und wie er immer so mit einem pflügt, während den andern der Schindanger deckt, wird der Arme noch dazu von den Nachbarn verspottet: sie nennen ihn Einochs. Aber das Schicksal raubt ihm auch den letzten Ochsen, und schon gilt auch dieser Name nicht mehr. Nachdem nun der Rinderstall leer ist, will er wenigstens das Fell verkaufen. Er streift also die Hülle des Leichnams ab und läßt diesen zum Fraß den Raben. Er lädt die Last auf den Rücken des Maul-
ters und eilt damit zum nächsten Grenzort, wo sich die Leute zum Wochenmarkt einstellen. Sobald er den Platz betreten hat, bietet er das Leder zu einem Preise feil, der ihm dem schönen Kleid entsprechend dünkt. Die Marktleute und die Schuster be-
sehen mit Sachverständnis die Haut und ermessen auf Fuß und Zoll ihre Größe. Aber der geforderte Preis scheint allen zu hoch, und schließlich muß Einochs froh sein, das schmutzige Leibge-
wand des Ochsen um acht Groschen loszuschlagen. Als der Markt beendet ist, besteigt er sein Reittier, das sich inzwischen satt ge-
futtert hat, und wendet die Schritte heimwärts. So trabte er durch einen kleinen Wald, als ihm ein körperliches Bedürfnis überkam. Er riß ein wenig Gras aus, um sich abzuwischen, aber statt des Grases fand er das, was geizige Leute lieben: Einen Schatz von drei Scheffel Silbermünzen hob er auf und steckte ihn ins leere Futtersäckchen, das nun wieder mächtig anschwoll.
Eilends reitet er heim, knüpft den Sack auf und ruft – der Tor – dem Knaben zu, er solle beim Schulzen das Scheffelmaß entlei-
hen. Der Knabe bittet um das Maß, der Schulze fragt, was er da-

mit Wolle, und der Knabe in seiner Unschuld plaudert das silberne Geheimnis aus. Da reicht ihm der Schulze das Scheffelmaß. »Der arme Einochs wäre ja«, denkt er und staunt, »alsdann reich geworden!« Er folgt dem Knaben, späht in die rauchige Hütte und sieht die silberne Masse blinken. Bei diesem Anblick schlägt er die Hände zusammen. »Der Schatz dieses Armen ist Diebstahl, nicht Gewinn! Die Schatzkammern der Kaiser und Päpste bergen nicht solche Schätze wie diese Hütte!« Zornig antwortet der Bauer dem argwöhnischen Schulzen: »Mitnichten ist dies nächtliche Beute, sondern der Gewinn der Haut. Hinter den Grenzen dieses Landes liegt ein berühmter Handelsplatz, wo für Ochsenfelle die Fülle des Silbers lacht. Nirgends zahlt man solche Preise. Wenn du dir ein Beispiel an mir Armem nehmen willst, so handle danach!« Am Kreuzweg kamen alsbald die drei Dorfoberen zusammen: der Meier, der Schulze und der Pfarrer. Erregt legt der Schulze den andern die Mär von dem neuen Handel, vom Erlös der einen Haut, auseinander; er seufzt vor Freude und spricht salbungsvoll: »Ich sage euch ein Wunder und enthüllt euch Ungeheures, ich gebe euch guten Rat, der euch reich machen wird, wenn ihr ihn geheimhaltet. Wollt ihr glücklich sein, so tut wie ich, Gefährten, leicht gangbar ist der Weg, den ich euch weise. Ob dieses größten aller Händel soll jede Armut von unseren Schwellen weichen. Und woher stammt das Glück, das uns vom Himmel fällt? Aus den Fellen der Ochsen und den Häuten der Kühe! Seht unsren armen Einochs! Er zählt sein Geld nicht mehr, sondern mißt es nach Scheffeln. Und dieses Geld ward ihm, als er vor kurzem eine Ochsenhaut verkaufte. Lernen wir von diesem Armen, dann brauchen wir nicht mehr im Regen zu ackern. Aber dies bleibe unter uns dreien verborgen, die Münzer würden zu prägen aufhören, wenn sie davon erführen. Nun wißt ihr den Sachverhalt, jetzt überlegt: Was sollen wir tun?« Schmunzelnd antwortete darauf der Pfarrer, den der Handel mehr freute, als er zeigen möchte: »In der Hoffnung auf so viel Reichtum wird meine liebe Ehefrau schon ein Häutlein hergeben.« Als dritter sprudelte der Meier, der nie an sich halten konnte, seine Ansicht hervor: »Bei meinem Meier-

stab schwöre ich, daß morgen kein Ochs mehr in meinem Stalle
brüllt!«

Sie reichen sich die Hände zum geheimen Bunde und schwören einander, ihre Rinder zu schlachten und zu enthäuten. Der Dummheit folgt die Verrücktheit. Noch in der nämlichen Nacht machen sie ihren Rindern den Garaus. Das Fleisch hängen sie an den Balken, die Häute aber laden sie auf die Karren, und fort geht's, ehe der erste Hahn kräht.

Sie ziehen im Marktflecken ein und stellen ihre armseligen Gefährte anspruchsvoll in die Wagenreihen, voll eitler Träume. In schweigender Hoheit wandeln sie auf und ab und warten auf die Käufer. Die Menge schiebt sich vorüber, aber keiner fragt nach ihrer Ware. Nach geraumer Zeit schreit der Meier mit rauher Stimme: »Wer will diese Felle kaufen?« Dreckiges Schusterpack mit sieben Groschen in der Tasche will gemeinsam die Häute erstehen. »Was sollen wir für deine Felle geben?« – »Drei Pfund!« erwidert der Meier. »Du bist besoffen!« schreit der Schuster. »Mitnichten, um keinen Heller gehe ich vom verlangten Preise ab!« – »Das ist wohl Scherz«, meint Meister Sauborst. Aber der Meier in seiner Narrheit besteht auf drei Pfund. Die Marktbesucher bleiben stehen und lauschen und lassen ihre Geschäfte im Stich. Schließlich herrscht der Pfarrer ergrimmt den Meier an: »Dummkopf, du verstehst nicht, mit den Leuten umzugehen! – Hier, Schuster, diese Haut wird ja wohl ihre drei Pfund wert sein, nun knüpfe deinen Beutel auf, den festen Preis weißt du.« Der Schuster entgegnet: »Dümmere Verkäufer gibt es nicht auf der Welt! Wo mögen diese Kerle nur herstammen? Was soll man sagen, wenn gleich drei Narren auf einmal ihre Ochsenhäute für große Reichtümer halten? Mit zehn Groschen wären sie reichlich bezahlt. Jetzt schert euch zum Teufel!« Die Schmähreden fliegen noch eine Zeitlang hin und wider, das Schusterblut gerät in Wallung, und der Handel endet schließlich damit, daß die drei Gevattern dem Richter vorgeführt, verklagt und bestraft werden. Die Felle verbleiben als Pfand bis zur Bezahlung der Geldbuße. – Als dem Recht Genüge getan ist, kehren sie mit leeren Karrren und Beuteln heim. Leicht

an Habe, aber vom Kummer schwer bedrückt, schwören sie dem Einochs den Tod. Niemals hat man unter dem Himmelszelt etwas Derartiges gehört, was sich jetzt Einochs erdachte, um die Narren zu besänftigen: seine Gattin muß sich tot stellen, und er malt sie mit Schweinsblut rot. Da liegt sie auf dem Boden, als sei sie wirklich tot, umgebracht von der Hand des Gatten. Und wie abscheulich sieht sie aus, so mit Blut beschmiert! Einem jeden graust, der sie sieht. So auch die drei Gevattern: statt ihre Absicht auszuführen, fangen sie an, um die schmählich hingeschlachtete Frau zu jammern. »Unseliger, wie konntest du das tun? Du niederträchtiger Ränkeschmied hast uns eine schöne Suppe eingebrockt, und wir haben deinen Tod beschlossen, aber dieser Mord macht dich für den Henker reif.« Der Einochs fühlt sich nun sicher und spielt seinen Streich weiter. »Freilich ließ ich mich zu einem Frevel hinreißen, aber wenn ihr euren Zorn bändigen und mit mir Frieden machen wollt, so sollt ihr die, welche jetzt tot daliegt, alsbald wieder lebendig sehen.«

»So sei es«, rufen die Toren alle drei, »unsre Feindschaft sei begraben!« Als Einochs seine Gegner besänftigt sieht, eilt er zur Truhe und entnimmt ihr eine Weidenpfeife. Vor ihren Augen umwandelt er zweimal feierlich die Leiche, bläst auf dem Rohr und heißt die Tote auferstehen. Beim dritten Umgang rafft sich die Ruhende wie von einer geheimnisvollen Kraft bewegt empor, als sie ihren Namen nennen hört. Vom Blut entstellt, steht sie da, und Einochs sagt: »Wasch dich zunächst!« Und siehe, mit gereinigtem Antlitz erschien sie viel schöner, als sie sonst zu sein pflegte. Die drei Gevattern begaffen staunend den Liebreiz der auferstandenen Frau und flüstern einander zu: »Nie sahen wir eine schönere Frau als die, welche eben vom Tode erstand. Vor ihrem Tod war sie ein Scheusal, als ein Engelsbild kehrt sie vom Tod zurück. Und welch ein Zauberrohr, das neue Jugend schafft! Auch unsere Gattinnen sind seit langer Zeit alt' und häßlich. Verhilft uns die Gnade Gottes zu dieser Pfeife, so wollen wir geschwind unsere runzligen Weiber umbringen. Den Einochs aber wollen wir bitten, daß er uns die Pfeifeleihe oder verkaufe, welche die alten Weiber jung macht. Bei ih-

rem Ton entflieht der Tod, und wir fangen dann mit den verjüngten eine neue Ehe an. Laßt uns dem Bauer Geld bieten, daß er uns das Rohr verkauft!« Sie bieten viel Geld, und schließlich gelingt es ihnen, die Pfeife zu erstehen. Der Pfarrer sagt darauf zu den zweien: »Verstattet, Gevattern, daß ich als erster meine Frau umbringe. Leicht mir zuerst die belebende Flöte! Durch einen Schnitt will ich dem Altern meiner Lieben ein Ziel setzen. Nach mir nehme das heilbringende Rohr, wer als zweiter sein Weib ersticht, wie ein Metzger die Kuh.« Die Bitte des beliebten Pfarrers wird gewährt, und er geht zu töten und zu erwecken. Mit der Pfeife in der einen und dem Messer in der andern Hand tritt er vor seine Frau und küßt sie auf den Mund. Er zeigt das Messer, und lachend sagt die Frau: »Was soll das Messer? Du willst mir doch nichts zuleide tun?« Fröhlich entgegnet der Pfarrer: »Ich will dich fein sänftiglich umbringen, damit du zu neuer Jugend und Schönheit erstehst.« Die Frau schreit nur noch: »Weh!«, dann liegt sie durchbohrt auf dem Boden. Der Narr aber ruft voll Freude: »Gott sei gedankt!« Darauf legt er die Pfeife an den Mund und bläst und bläst, aber wie er die Tote dreimal umwandelt hat und sie immer noch nicht aufersteht, da fährt er sie an: »Du schlaue Heuchlerin, an Starrsinn einer Eselin gleich, erhebe dich, hörst du nicht, wie ich blase?« Wie nun der Schulze das Geschrei hört, beeilt er sich, in der Hoffnung auf die Zauberpfeife, auch seine Gattin umzubringen. Darauf geht er in das nahe Pfarrhaus, um das Rohr zu entleihen und die Schulzin zu erwecken. Er nimmt die Pfeife und fragt den Pfarrer, ob seine Frau schon auferstanden sei.

»Nicht eher sollst du sie sehen, bis sie gemeinsam mit deiner Gattin die Kirchenschwelle betritt.« Der Mörder trägt vergnügt die Urheberin des Wirrwars heim, aber sein grimmiges Blasen war umsonst: Die Schulzin ersteht ebensowenig wie die Pfarrerin. Der letzte schließlich in Mord und Mißerfolg war der Meier. Am andern Morgen stehen drei Bahnen mit drei Leichen in der Kirche zur Schau. Aber wie man sie ins Grab senkt, ergreift die Gatten helle Wut. Als die drei Gevattern die frischen Grabhügel verlassen, raunen sie unter Seufzen einander zu: »Heute machen wir den

Einochs kalt! Der uns um unser Vieh betrog, der uns zu Gattenmörtern machte, sein verfluchtes Haupt falle unter unsren Schlägen!« Voll Zornmut eilen sie zu den Waffen, um ihren Rachedurst zu stillen. – Der listenvolle Einochs sinnt indes, wie er der Wut der Gevattern begegne. Er läuft zu seinem Schatz und entnimmt ihm einen Haufen Münzen. Darauf zieht er die Stute aus dem Stall, hebt ihr den Schwanz und beginnt die Münzen in die natürliche Öffnung hineinzustopfen. Dann stellt er das Tier mitten in die Hütte und breitet unter ihm ein weißes Leintuch aus. Auf der Schwelle stehen die drei Gegner, und während sie den Einochs töten wollen, fällt ihnen vor Staunen die Waffe aus der Hand. Sie sehen, wie der Verhaßte der Stute die Seiten reibt, worauf sie einen Haufen Münzen von sich gibt. Sie rufen: »Was ist das, Einochs? Uns wundert, wie dieses Pferd offensichtlich Geldstücke zur Welt bringt.« – »Seht ihr das Geld?« erwidert der schlaue Bauer. »Der Bauch dieser Stute fördert Münzen zutage statt gemeinen Kots. Jede Nacht gibt sie einen solchen Haufen Silbers von sich; das macht, weil ihr die Königin Ops im Hintern sitzt.« Bei diesen Worten verraucht der Zorn der Gevattern, und sie reden Einochs an: »Bist du an Gütern so reich, so verkaufe uns das Roß! Nimmst du unsren Vorschlag an, so geschieht dir von uns kein Leids.« Der listige Einochs entgegnet den dreien: »Ja, das ist nicht so leicht, die Spenderin meiner Schätze abzugeben. Kein gewöhnliches Tier ist das, unter dessen Haut solcher Hort verborgen liegt.« – »Denke an dein Seelenheil und hänge dich nicht an irdische Güter, verkauf uns die Stute lieber!« sagt der Pfarrer. »Nun gut«, meint schließlich der geriebene Bauer, »ich will euch die Stute verkaufen, aber billig bekommt ihr sie nicht. Ihr habt gesehen, wie das Geld aus ihr regnet. Soll dieser Münzschrank euer sein, so gebt mir fünfzehn Pfund! Sie wird euch ja in kurzer Zeit durch ihren Mist das Kapital mit Zins zurückestatten.« Die drei Gevattern händigen dem Einochs die fünfzehn Pfund aus und führen dann das Tier am Zaume heim. Als bald sagt der Pfarrer: »Hört mich an! Ich wünsche die Stute zunächst in meinen Stall, denn ich bin auch der erste in der Kirche. Bis morgen früh gewinne ich zurück, was ich gab. Die erste Nacht gehört sie also

mir, die zweite dem Schulzen und die dritte, wie billig, dem Meier.« – »So sei es!« stimmt der Schulze bei und »Meinetwegen« der Meier. Der Pfarrer versorgt die Stute und gibt ihr Gerstenfutter. Die ganze Nacht sitzt er und lauscht, und als das erste Frühlicht tagt, zieht er das Tier von der Krippe fort, damit es seine Schätze spende. Das Roß meint, es sei Zeit, vor den Pflug gespannt zu werden; daher hebt es zunächst den Schwanz und gibt einige stinkende Äpfel von sich. Als der Priester das Klatschen der Bollen hört, denkt er: ›Jetzt ist die Zeit, wo es Münzen gibt!‹ Er ruft: ›Hinaus, ihr Knechte! Ich muß jetzt meine Ausgaben wieder einbringen!‹ Begeierig durchwühlt er den Mist und findet wirklich eine kleine Münze, die er hastig aufklaubt. Die Stute hatte nämlich, als sie ein halbes Jahr alt war, eine Wunde am Hinterteil erhalten, und in dieser Narbe war die Silbermünze steckengeblieben, als der Gaul das von sich gab, was Einochs ihm zuvor eingestopft hatte. So erwies sich jetzt, was einst der Stute weh getan hatte, dem Pfarrer als nützlich. Den Schulzen treibt schon früh das Verlangen nach der Münzspenderin ins Haus des Pfarrers. »Nun leih mir die Stute, Pfarrer! Sie wird dich diese Nacht für dein ganzes Leben reich gemacht haben.« – »Du sollst sie haben, Schulze«, erwidert der Pfarrer, »doch du zwingst mich, sie vorzeitig abzugeben. Zwar entleerte sie sich beim ersten Hahnenschrei, aber nichts ging aus ihrem Leib hervor als schlecht verdautes Gerstenfutter.« Der Schulze führt das Pferd mit sich und erhält von ihm dasselbe wie der Pfarrer, doch mit Ausnahme der kleinen Münze. In der dritten Nacht birgt sie der Meier in seinem Stalle, und morgens findet er das, was man ins Eck kehrt. Das Tier frißt den dreien ihr Gerstenfutter fort und spendet ihnen dafür nichts als stinkenden Kot. – Einochs liegt im Bett und überlegt voll Sorgen, wie er die Aufgebrachten beschwichtigen soll. Schon kommen sie angerannt, die Schwerter in der Faust, ehe der Tag noch graut, und schreien alle zugleich:

»Hinaus, elender Gauner, hinaus, wir wollen dich in Fetzen hauen!« Der Missetäter erwidert stotternd: »Da bin ich schon, ihr lieben Herrn! Wollt ihr wirklich die härteste Todesart für mich bestimmen, so laßt mich schildern, wie ich sterben sollte. Viel Wege

gibt's, doch nur ein Ziel, laßt mich den meinen wählen, so daß ich euch zufriedenstelle! Ihr habt ja nie erprobt, welcher Tod der bitterste sei, und der Himmel bewahre euch auch fernerhin davor. Nun will ich euch sagen, wie ihr mich heute oder morgen aus der Welt schaffen könnt: Schnürt mir Arme und Beine fest mit Stricken zusammen, steckt mich in eine Tonne und schließt sie dann! Kundige Binder mögen das Faß bereifen, und dann wälzt es mit meinem Leib ins Meer, versenkt mich dort, und schickt mich so zur Hölle! Auf diese Weise sterbe ich selbstgewählten Tod.« – »Also geschehe dir!« rufen die drei Gevattern. »Du triffst auch unsfern Wunsch mit diesem Urteil.« Sie binden Einochs mit Riemen, dann – ins Faß mit ihm und an den Strand gerollt! Aber noch einmal sucht der Eingesperrte die drei Männer zu betören: »Ich gestehe: Mir geschieht recht, daß ich eingesperrt bin. Aber da mein letztes Stündlein kommt, so bitte ich euch: Denkt des Letzten Gerichtes und laßt ab von eurem Haß! Ich kann ja in diesem engen Kerker die Hände nicht zum Schwur erheben, doch im Angesicht des Todes lügt mein Mund nicht mehr. Auf dem Grunde meines Beutels findet ihr noch zwölf Groschen; die versauft, ehrwürdige Herren, zur höheren Ehre Gottes!« Der Pfarrer, fürs Zechen sehr empfänglich, spricht: »Während wir uns am Trunke erfreuen, erquicke du dich am Schlaf!« Darauf eilen die drei Gevattern ins Wirtshaus, rücken zum Kamin, reden hin und her, und der Wein schmeckt dazu prächtig. Mit lautem Gegrunk zieht eine Sauherde des Weges, angeführt von einem Köcher tragenden Sauhirten. Einochs hört, wie sich die Tiere an der Tonne den Rücken wetzen und ruft: »Ach, noch sind sie nicht besoffen!« Bei diesen Worten erschrickt der Sauhirt, er schlägt mit dem Stock auf die Eichentonne und ruft: »Wasatest du, Bösewicht, daß man dich hier hineinsperrte?« Einochs entgegnete: »Ich lehne die höchsten Ehren ab; die Bewohner dieser Gegend bedrängen mich Tag und Nacht, die Stelle eines Schulzen anzunehmen, aber das will ich nicht, denn mir genügt, was ich habe.« Der Sauhirt spricht voller Begier: »Mir ziemt diese Würde wohl, ich will an deiner Stelle Schulze werden. Ich bin geneigt, Unseliger, deine Tonne mit meinem Knüppel zu öffnen und mich

hineinzusetzen.« Zu Einochs' Freude macht der Sauhirt die Reifen los, und das hölzerne Gefäß öffnet sich: nun wandelt sich das Schicksal wieder. Der Tor entfesselt Einochs und schmiegt sich dann in das hohle Faß, als wäre es ein Bett von Blumen. Einochs schlägt den Deckel zu, legt die Reifen wieder um und macht sich mitsamt der Sauherde auf unbegangenen Wegen aus dem Staube. Die drei Gevattern kehren vom Gelage zurück und wälzen die Tonne ins Meer. Da schallt es aus dem Inneren: »Ich will schon Schulze werden! Werft mich nur nicht ins Meer, ich tue euch ja euren Willen.« Entrüstet schreit der weinselige Schulze: »Was soll das Gefasel? Werft eilends die Tonne ins Meer, Gevattern, dann mag er im Wasser Schulze werden, dieser einfältige Einochs!« Die Tonne versinkt in der salzigen Flut, und nach dem armen Sauhirt fragt kein Teufel mehr. Die drei Narren aber meinen, mit dem Einochs sei es ein für allemal vorbei. Drei Tage später, während das Dorf in Sonntagsruhe liegt, kehrt Einochs zurück; er möchte die Gevattern wiedersehen. Er zieht durch den Ort und hält in der Rechten einen Stab; vor sich her treibt er eine große Sauherde. Von Zeit zu Zeit bläst er ins Horn und pfeift, wie es der Sauhirten Sitte ist, er ruft die Tiere und droht denen, die den Zahn wetzen. Einige gewahren den Hirten und glauben, er sehe dem Einochs ähnlich: »Das ist doch nicht unser Einochs? Der ist ja tot!« Dem Schulzen, dem Meier und dem Pfarrer wird gemeldet, der Einochs, der im Meer versenkt sei, wäre wieder da. Sie springen auf, sie glauben, es sei ein Spuk, der Schauder fährt durch ihr Gebein, und die Knie knicken ihnen zusammen. Sie sehen wohl die Gestalt, aber sie glauben nicht, daß er es selber sei, er, den sie doch mit eigner Hand getötet hatten. Und doch, er ist es. Um ihn trabt die ganze Herde. Sie fragen ihn: »Wer gab dir so viele Säue?« – »Oh«, antwortet er, »das ist ein Wunder! Als ich ins Meer geschleudert ward, gelangte ich in ein herrliches Land. Nie wäre ich von dort zurückgekehrt, hätte ich nicht mein liebes Weib hiergelassen, sie, die ihr bei der Trompete Schall vom Tod erstehen sah. Ach, warum warfet ihr mich nicht schon ins Meer, als ich noch ein Knabe war, ich wäre damals schon glücklich und gescheit geworden! Euer Haß wies mir die Stelle, wo es

unzählige Herden von Säuen gibt.« Der Schulze spricht voll Stauen: »Die Hoffnung auf Schinken mahnt uns, das Meer zu versuchen. Auf, mir nach! Wir wollen sehen, wer dümmer ist als ich.« Eiligst streben sie zum Strand. Sie hören das Brausen des Meeres und glauben, es sei Schweinegegrunz. »Wo geht es zu den Schweinen?« fragen sie Einochs. Der Schlaue zeigt ihnen die Stelle, wo das Ufer am steilsten ist und das Meer am tiefsten. »Hier ist's, hier taucht ohne Furcht hinein, mehr Schweine findet ihr im Meer als auf dem Lande.« Da stürzen die drei Narren kopfüber in die Flut, und der nasse Tod ereilt sie.

Den verschlagenen Ratschlägen eines Feindes darf man nicht glauben, das lehrt diese Geschichte von nun an bis in Ewigkeit.

Vom König, der alles glaubte

Ich weiß ein Schelmenliedchen fein,
das üb' ich gleich den Kindern ein,
daß alles sie zum Lachen bringen,
wenn sie die Schelmenverse singen.

Ein König eine Tochter hätt,
war wohlgestalt und zier und nett,
der macht in seinem ganzen Land
ein feierlich Gebot bekannt,
wer die Prinzessin freien wollte,
daß der ein Ding erfüllen sollte:

»Kommt vor mein Angesicht ein Mann,
der also grausam schwindeln kann,
daß ich ihn selber strafe Lügen,
dann soll er meine Tochter kriegen.«

Ein Schwabe kam des Weges her
und meldet sich von ungefähr:
»Ich bin einmal mit Pfeil und Bogen

allein zum Jagen ausgezogen.
Da kam ein Häsichen geloffen,
das hat mein Pfeil zu Tod getroffen.
Ich nehm den Burschen, weide
den Leib ihm aus und schneide
den Kopf mit meinem Messer ab.
Doch nun ich in den Händen hab,
so fliegen aus dem linken Löffel
goldgelben Honigs hundert Scheffel,
und quellen aus dem andern Ohr,
auch hundert Scheffel Erbsen vor.
Da faß' ich in des Hasen Fell,
zerlegte dann ihn selber schnell,
und an der Blume, ganz, ganz hinten
Muß einen Königsbrief ich finden,
Der spricht Euch mir als eigen zu.«
»Das lügt der Brief«, der König schreit's,
»und du!«

So log der Schwab den König an
und ward des Königs Tochtermann.

Ein schöne History von einer Frawen mit zweyen Kindlin

Ein guter armer Mann hett ein Frau, von deren er zwei Döchterlin hett. Und aber, ehe die selbige Kindlin, deren das kleinst Margretlin und das größt Annelin hieß, erwachsen waren, starb ihm die erste Frau, derhalb er ein andere nahm. Nun warf aber die selbig Frau ein Neid auf das Margretlin und hätte gerne gewöllt, daß es tot wäre gewesen, doch dasselbig selbst umzubringen sie nicht gut daucht, und mit Listen zohe sie das älter Maidlin an sich, daß es ihr hold und der Schwester feind warde.

Und einsmal begab sich, daß die Mutter und die ältest Dochter beeinander saßen und beratschlagten, wie sie ihm doch tun wollten, daß sie des Maidlins abkämen, und beschlossen endlich, daß sie miteinander wollten in den Wald gehn und das Maidlin mit ihn nehmen, und in dem Wald wollten sie das Maidlin verschicken, daß es nicht mehr zu ihm kummen könnte.

Nun stund das Maidlin vor der Stubentür und hörte alle die Wort, so sein Mutter und Schwester wider es redten und Ursach zu seinem Tod suchten; sehr betrübt was, ohn all Ursach so jämmerlich zu sterben und von den Wölfen zerrissen zu werden. Und also betrübt ging es zu seiner Dotten oder Göttel, die es aus der Tauf gehebt hette, und klaget ihr die große Untreu und tödliche, mörderische Urteil, über sie von der Schwester und Mutter geschehen. »Nun wohllan«, sprach die gut alt Frau, »mein liebs Kind, dieweil dein Sach ein solche Gestalt hat, so gang hin und nimm Sägmehl und, wann du deiner Mutter nachgehst, streue es vor dir anhin! Wann sie hernacher schon von dir laufen, so geh du demselben Ge- spor nach, so kummst du wieder heim.«

Die gut Dochter tet, als ihr die alt Frau befohlen hett. Und wie sie hinaus in den Wald kam, setzt sich ihr Mutter nieder, und zum ältern Maidlin sagt: »Kumb her, Annelin, und such mir ein Laus! So geht dieweil das Gretlin hin und klaubet uns drei Bürden Holz; so wollen wir an diesem Ort warten, darnach gehn wir miteinander heim.«

Nun das gut arm Döchterlin zohe hin und streuet als vor ihm anhin das Sägmehl (denn es wohl wußt, wie es ihm gehn würde) und sammlete drei Bürdin Holz. Und als es die gesammlet, nahm es sie auf den Kopf und trug sie an das End, da es sein Stiefmutter und Schwester gelassen hett. Als es aber dar kam, fand es sie nicht, doch seine drei Büschlin auf dem Kopf behielt und seinem gemachten Weg nach wieder heimzohe, die drei Büschlin abwarf.

Und als es die Mutter ersahe, sprach sie zum Maidlin: »Annelin, unser Dochter ist wiederumkommen und hat uns all unser Kunst gefehlet. Darumb wollen wir morgen an ein ander Ort gehen und

das Maidlin aber von uns schicken; so würd es nicht mehr mögen heimkommen, so sind wir hernacher sein ledig.«

Nun hett das gut Margretlin abermals solche Wort gehört, wieder zu seiner Göttel lief und ihr die Handlung anzeigt. »Wohlan«, sprach die Frau, »ich siehe wohl, daß sie dir nach deinem Leben stellen und nicht Ruh haben werden, bis sie dich umbringen. Darumb, so geh jetzt hin und nimm Spreuer und streu die abermals vor dir hin, wie du mit dem Sägmehl geton hast! So kannst du wieder heimkommen.«

Als nun das Maidlin wieder heimkam, sagt sein Mutter: »Kummet her, Gretlin und Annelin! Wir wollen gehn in Wald.« Das älter Maidlin, als das umb alle Sach gar wohl wußt, auch Hilf und Rat darzu geton hette, ganz fröhlich, aber Gretlin hergegen ganz traurig hinauszoge. Und als sie in den Wald kamen, setzt sich die bös, arglistig, zernichtig Frau nieder und sagt zum Annelin: »Kumm her, Annelin, und fahe mir eine Laus! So geht das Gretlin hin und suchet dieweil jeglichem ein Bürde Holz; darnach gehn wir wieder heim.«

Das arm Gretlin ging hin und suchet Holz, und ehe es wiederkam, war sein Mutter und Schwester hinweg. Nun ging das gute Gretlin mit seinem Holz den Spreuern nach, bis es wieder heimkam. Und als es von seiner Mutter gesehen ward, sagt sie zum Annelin: »Unser elend Maidlin kumbt wieder. Nun wollen wir sehen, wie wir sein abkummen, und sollt es uns etwas Groß' kosten. Und wir wollen morgen wieder in Wald; da wollen wir sehen, daß es dahinden bleib.«

Solche Red das Maidlin abermals gehört hette und zum drittenmal zu seiner Basen ging, die Rats fraget, wie es ihm doch tun sollte. »Nun wohlan, liebs Kind«, sagt die Frau, »so geh hin und nimm Hanfsamen, säe den als vor dir anhin, darnach geh demselbigen nach wieder heim!«

Das gut Maidlin zoge abermals mit seiner Mutter und Schwester in den Wald und säet den Hanfsamen vor hin. Nun sagt die Mutter abermals wie sie vor zweimal gesagt hette: »Annelin, such mir ein Laus! So muß das Gretlin Holz suchen.«

Das arm Gretlin zohe hin und suchet Holz, gedacht: »Bin ich vor zweimal wieder heimkommen, so will ich das drittemal auch wieder heimkommen.« Und als es das Holz gesucht und wieder an das Ort kam, da es sein Mutter gelassen, waren sie aber hinweg. Und als das arm Maidlin seinem Weg nach wollte heimgehn, da hetten die Vögel den Samen allensammen aufgefressen. Ach Gott, wer was trauriger denn das arm Maidlin! den ganzen Tag im Wald umbrief zu weinen und schreien und Gott sein Leid zu klagen, kein Weg finden kunnt, dardurch es möchte aus dem Wald kummen, auch so ferr in den Wald hineinkommen was, da ohne Zweifel nie kein Mensch gewesen. Als nun der Abend herzukam, und das arm verlassen Maidlin an aller Hilf verzweifelt hette, stieg es auf ein sehr hohen Baum, zu besichtigen, ob es doch irgendein Stadt, Dorf oder Haus ersehen möcht, darein es ginge, damit es nicht also jämmerlich den wilden Tieren zur Speis gegeben würde. In solchem Umbesehen sich begab, daß es ein kleins Räuchlin ersahe; behend ab dem Baum stiege und demselbigen Rauch zuginge und in wenig Stunden an das Ort kam, da dann der Rauch aufginge. Das war ein kleines Häuslin, darin niemands wohnet dann nur ein Erdkühlin.

Das Maidlin kam fürs Türlin und klopfet an, begehrt, man sollte es einlassen. Das Erdkühlin antwortet: »Ich laß dich wahrlich nicht herein, du verheißest mir dann, dein Lebtag bei mir zu bleiben und mich nimmermehr zu vermären.« Welches ihme das Maidlin gelobt, und alsbald ward es von dem Erdkühlin eingelassen. Und das Erdkühlin sagt: »Wohlan, du darfst nichts tun, weder eben mich des Abends und Morgens melken. Darnach issest du die selbig Milch von mir, so will ich dir Seiden und Sammat genug zutragen; darvon mach dir schöne Kleider, wie du sie begehrest! Gedenk aber und siehe, daß du mich nicht vermärest! Wann schon deine eigne Schwester zu dir kummt, so laß sie nicht herein, damit ich nicht verraten werd, daß ich an diesem End sei! Sunst hett ich das Leben verloren.« – Nach solchen Worten an sein Weid ging und dem Maidlin des Abends, wann es heimkam, Seiden und Sammat bracht, davon sich das gut Gretlin so schön kleidet, daß es sich wohl einer Fürstin hett vergleichen mögen.